12. Folge

Kriegsende 1945

Vorwort der Herausgeber

Das Thema „60 Jahre Kriegsende“ war seit mehreren Jahren im Hinblick auf dieses Datum in der vorbereitenden Diskussion. Manches, was mit den Geschehnissen von 1945 in einem engeren oder weiteren Kontext verbunden war, haben wir auch schon in früheren Ausgaben angesprochen. Wir sehen auch, dass noch vieles darzustellen wäre, das aber, wie z.B. die Geschichte der Ortsgruppe der NSDAP, aus Datenschutzbestimmungen nicht veröffentlicht werden kann. Eine ausschließlich distanzierte, rein auf historische Fakten reduzierte Darstellung hätte unserer bisherigen Kalendertradition nicht entsprochen: Unser Kalender trägt zwar den Namen „Historischer Kalender“, aber wir sahen uns immer primär dem menschlichen Erleben in seiner Ganzheit verpflichtet und nicht nur den ausschließlich wissenschaftlichen Fakten. Deshalb kann das Thema Kriegsende sich nicht auf die Darstellung von militärischen, politischen, sozialen oder anderen übergeordneten Fragen beschränken. Die große Geschichte ist ja bekannt. Aber welche menschlichen Dimensionen verbergen sich unter den nüchternen Fakten! Es geht um mehr als Rückzugsdaten, Einmarschtermine, Verlustquoten oder Angaben zu Versorgungsengpässen usw. Wird der Blick auf den kleinen Bereich einer einzelnen Gemeinde oder sogar auf den einzelnen Menschen gerichtet, dann sieht man hinter den genannten Fakten auch Leid, Schuld, Mut oder Solidarität, die Trauer über den Verlust steht neben der Freude über das Leben. Menschliches also, von dem die Wissenschaft nicht immer leicht schreiben kann, das sich aber erzählen lässt. So ergeben sich die Themen der einzelnen Kalenderbeiträge. Das Eintreffen amerikanischer Truppen in Lebach und Niedersaubach ist im größeren historischen Zusammenhang erfasst, aber in der erlebten Perspektive ändert sich die Wahrnehmung. Lebenswege einzelner Personen enthalten Züge, die sich in anderen

Leben variiert auch finden lassen: Zivilisten fliehen im Krieg, Soldaten fliehen auf einem Rückzug, Fliegerangriffe werden als permanente Bedrohung erfahren. Zugleich wird auch in der regionalen Perspektive der Lebacher Geschichte eine Neuigkeit des Zweiten Weltkriegs erlebt: Gab es im Ersten Weltkrieg noch eine räumlich bzw. zeitlich fassbare Trennung von Front und nicht umkämpften Gebiet, so wird der Krieg durch den Luftkrieg spätestens ab 1944 als gegenwärtig erlebt, zwischen Front und Heimat verschwindet zunehmend der Unterschied. Zugleich wird durch die massenhafte Anwesenheit von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern im Saarland dieser Krieg gekennzeichnet. Zur Erhaltung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit beging das Dritte Reich systematisch Menschenraub in allen besetzten Gebieten Europas. Die Schicksale von sgn. Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen wurden erst in unserer Zeit überhaupt historisch zur Kenntnis genommen. Sowohl im Hinblick auf ihre Anwesenheit als Gefangene als auch im Hinblick auf das UNRA-Lager bilden die Leben dieser Menschen einen Aspekt der Lebacher Geschichte. Der Krieg war mit dem offiziellen Kriegsende praktisch noch nicht vorbei, die unmittelbaren Auswirkungen in einer Grauzone der Gleichzeitigkeit von Besatzungsrecht, Faustrecht und allgemeiner Unordnung ließen noch gar keinen gewöhnlichen Alltag zu. Das zeigen Schilderungen von Situationen, wie jeder Tag zwischen Kriegsende und anschließender Besatzungszeit neu bewältigt werden musste. Auf Initiative der damaligen Lebacher Ortsvorsteherin Gisela Johann wurden 1997 auf dem Friedhof die Namen von 275 Kriegsopfern aus Lebach auf Gedenktafeln angebracht. Zu ihnen zählen durch Kriegshandlungen gestorbene Soldaten und Zivilisten, Vermisste, aber auch Opfer der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten. Auf dem Friedhof finden sich auch die Gräber von im Lazarett in Lebach Verstorbenen und von nach Deutschland verschleppten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern. Unser Kalender will weder Heldengedenken noch Heldenverachtung bieten. Wir erzählen vieles, was wir als erinnerungswert einschätzen und was wir als beachtenswert im Hinblick auf die Würde der Menschen sahen. Die aktuelle Situation der Welt legte uns diese Perspektive ebenso nahe wie das Jahresdatum des Kriegsendes vor 60 Jahren. Wir sind uns sicher, dass im Erinnern eine große Kraft für die Gestaltung einer menschenwürdigen Welt liegt. Wie in den vergangenen Jahren gilt unser herzlicher Dank der Volksbank Lebach und ihrem Direktor Jürgen Kipper, der uns wie immer in hervorragender Weise unterstützt hat. Wir danken auch der VHS-Lebach und H. Dr. Badelt sowie allen Mitbürgerinnen und –bürgern, die uns durch Informationen, Hinweise oder Quellenmaterial geholfen haben.

<u>Zum Bild</u>: Die Zeichnung von Franz Sträßer (Menn) zeigt einen Bereich von der Jabacher Straße. Links ist das Haus Bauer / Tiegs zu sehen, in der Mitte das Haus Emil Groß, rechts das Haus Willi Riem. Auf dem Trümmergrundstück im Vordergrund stand das Haus Paul Irsch.

Die Originalzeichnung ist im Besitz von Liesel Tiegs.

Januar

Dr. Waldemar Terres

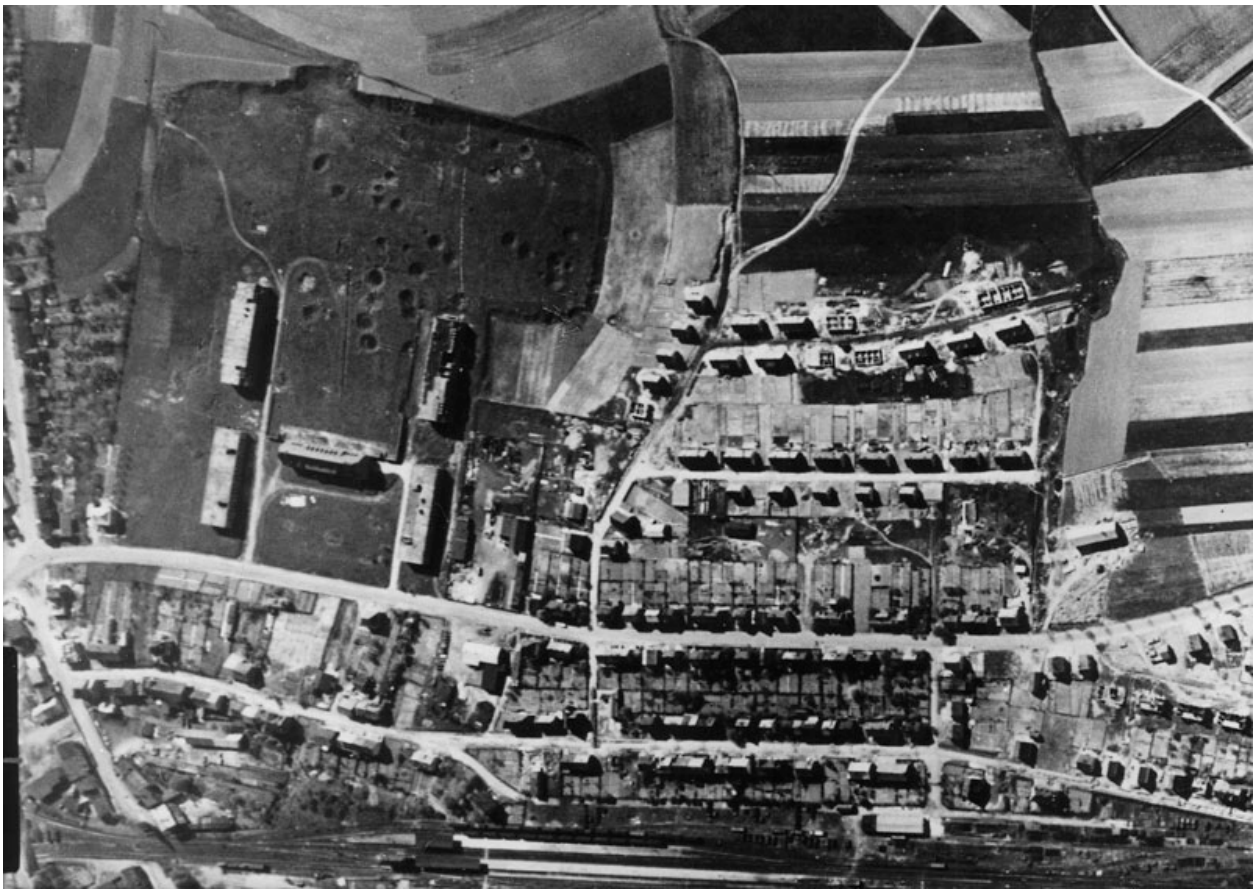
Den Untergang der Wilhelm-Gustloff überlebt

Der Untergang der Wilhelm Gustloff war die größte Katastrophe, die in der Geschichte jemals ein einzelnes Schiff betraf, die Zahl der Opfer überstieg die der durch Verfilmungen bekannten Titanic um ein Mehrfaches.
Ursprünglich war die Wilhelm-Gustloff als sgn. KdF-Schiff geplant worden. Die „Kraft-durch-Freude“-Einrichtungen sollten zu Zustimmung und Engagement für den Nationalsozialismus motivieren. Das Schiff wurde in den Jahren 1936 bis 1938 auf der Blom&Voss-Werft in Hamburg gebaut. Die Baukosten von ca. 25 Millionen Reichsmark entstammten dem

Vermögen der nach der Machtergreifung durch Hitler aufgelösten Gewerkschaften. Zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung war es mit 25.484 Bruttoregistertonnen das größte spezielle Kreuzfahrtpassagierschiff der Welt; in der Liste der Welthandelsflotte nahm es den 25. Platz ein. Es handelte sich auch nach heutigen Maßstäben um ein beeindruckendes Schiff von 208,5 m Länge, 23,5 m Breite, die Höhe vom Kiel bis zur Mastspitze betrug 56 m. Auf 10 Decks war Platz für insgesamt 1.924 Menschen, davon allein 1.465 Passagiere.
Nach kurzer Zeit als Passagierschiff wurde die Gustloff 1940 als Lazarettschiff eingesetzt, bis sie Ende 1940 nach Gotenhafen (heute: Gdingen) verlegt wurde. Dort diente sie als Wohnschiff für die Ausbildung von U-Boot-Besatzungen. Am 13. Januar 1945 begann eine Offensive der russischen Armee, durch die die deutsche Ostfront zusammenbrach. Binnen Tagen entstand ein niemals für möglich gehaltenes Flüchtlingschaos, weil Hunderttausende Zivilisten flohen. Eine vorbereitende, geordnete Evakuierung war von den deutschen Behörden versäumt worden. Am 21. Januar 1945 erhielt die Gustloff den Befehl, U-Boot-Besatzungen, Verwundete und fliehende Zivilisten in möglichst hoher Zahl aufzunehmen. In größter Eile wurden zusätzliche Rettungsboote, Flöße etc. auf das Schiff gebracht, wobei dennoch klar war, dass ihre Zahl für die Rettung aller nicht ausreichen würde. Tausende drängten auf das Schiff. Dr. Waldemar Terres, der damals Oberfähnrich im Sanitätsbereich auf der Gustloff war und als letzter Einschiffungsoffizier die Anbordnahme der Flüchtlinge zu überwachen hatte, bestätigt, dass sich zum Zeitpunkt des Untergangs der Gustloff 10.582 Menschen an Bord befanden. Am 30. Januar 1945 lief das Schiff, bis in den letzten Winkel besetzt, bei eisiger Kälte mit dem Zielhafen Kiel aus. Als Begleitschutz war das Torpedoboot „Löwe“ im Einsatz.
Man rechnete nicht mit U-Boot-Angriffen, sondern eher mit Luftangriffen. Von 20.00 bis 21.00 Uhr war Dr. Terres Offizier vom Dienst, danach hielt er sich in seiner Kabine auf. Um 21.10 Uhr traf der erste Torpedo des russischen U-Bootes S 13 die Gustloff im Maschinenraum. Sofort danach erfolgten noch zwei weitere Torpedotreffer. Unter den Passagieren brach Panik aus, an eine organisierte Hilfe war nicht mehr zu denken. Viele Zivilisten hatten sich für die Nacht verbotenerweise umgezogen, in dem Chaos verloren sich Mütter und Kinder, die meisten wussten nicht, wohin sie sollten. Da nur noch die Notbeleuchtung funktionierte, kam es an den Niedergängen und vor den zu wenigen Rettungsbooten zu grauenhaften Szenen. Trotz des Chaos ließ die Besatzung nur Frauen und Kinder in die Rettungsbote. So blieb sehr vielen nichts anderes übrig, als mit einer Schwimmweste bei Minus 18 Grad Außentemperatur in das nur 3 Grad eiskalte Wasser zu springen. Da die Besatzungsmitglieder alle Schwimmwesten an die Passagiere abgeben hatten, sprang Dr. Terres von dem sich nach kurzer Zeit zur Seite neigenden Schiff ins Meer, um sich an einem Floß festzuklammern. Nach etwa 50 Minuten sank das Schiff. Das Begleitschiff legte sich trotz der andauernden U-Boot-Gefahr quer zur Strömung, und es gelang ihm im Laufe von etwa drei Stunden die Rettung von 564 Personen, unter ihnen Dr. Terres. Er verlor beim Untergang des Schiffes alles, außer dem, was er am Leibe trug. Andere Schiffe, die den Verzweifelten zu Hilfe kamen, retteten insgesamt 1.252 Schiffbrüchige. Durch die Katastrophe der Gustloff verloren 9.343 Menschen ihr Leben, indem sie ertranken, erfroren oder von dem sinkenden Schiff in die Tiefe gerissen wurden.
Zusammen mit den anderen Geretteten wurde Dr. Terres nach Saßnitz auf Rügen gebracht. Und obwohl sie nach dem stundenlangen Aufenthalt in der eisigen Ostsee immer noch in nassen Kleidern steckten, mussten die Überlebenden noch eine halbe Stunde durch die Nacht zu einem Aufnahmelager in einer Kaserne marschieren, die auf die Schiffbrüchigen nicht vorbereitet war. Das Kriegsende erlebte Dr. Terres in einem Bremer Lazarett.

Thomas Rückher

Februar



Am 9. Dezember 1944 griffen taktische Bomber im Formationsflug Lebach als wichtigen Verkehrsknotenpunkt und Nachschubplatz an. Sie zielten auf die Bahnanlagen und Hauptstrassen, wegen der tiefen Wolkendecke trafen sie die Häuser in der Seiters, die Rohbauten der heutigen Graf Haeseler Kaserne, den Kreuzungsbereich Scherer sowie den Westhang des Wünschberges. Auf der Luftaufnahme von 1952 sind die Vertiefungen noch zu erkennen, welche die Bomben in den Boden der Weinheckflur und in das Mauerwerk gerissen haben. Genau hier wurden beim Kasernenbau die Fundamente der römischen Villa Weinheck 1937/38 ausgegraben. 2000 Jahre Siedlungsgeschichte begegneten sich hier

Archiv: Klaus Altmeyer

Letzte Kriegsmonate in Lebach (Oktober 1944 – Mai 1945

Während des II. Weltkrieges kannte Lebach unterschiedliche Epochen. Vom Kriegsbeginn im September 1939 bis zum Ende des Frankreichfeldzuges im Juni 1940 wandelte sich der Marktflekken mit seinen 2 984 Einwohnern zu einem wichtigen Etappenplatz gleich hinter der Westfront. Hier

kreuzten sich zunächst die Flüchtlingsströme vom linken Saarufer und aus dem industriereichen Saar Tal mit den Truppenkolonnen, die im Westwall oder im vordersten Frontbereich Stellung bezogen. Lebach war mit einem Mal ein wichtiger Nachschubplatz geworden. Neben der militärischen Belegung mit Depots und Stabsstellen richteten Dienststellen und Versorgungsbetriebe aus Saarlouis und Völklingen sowie zahlreiche Firmen hier ihre Ausweichquartiere ein. Die Einwohnerzahl hatte sich fast verdoppelt. Dazu kamen werktäglich die Gymnasiasten aus einem großen Einzugsgebiet, welche die hier die „*Oberschule für das freigemachte Gebiet*" besuchten.
Gegen Kriegsende schälte sich eine ganz andere Situation heraus. Rascher als erwartet gelangten die alliierten Invasionstruppen an die deutsche Grenzen. Die operative Front, das Schlachtfeld war ganz in die Nähe gerückt. Heftige Kämpfe entwickelten sich Ende November 1944 um die US Brückenköpfe von Saarlautern und Dillingen sowie um den Orscholz Riegel. Die Bewohner von Lebach waren nun in der Reichweite der feindlichen Artillerie, sie wurden aufgefordert, ihre Wohnstätten zu verlassen und auf landeinwärts gelegene Orte auszuweichen. Nur Dienstverpflichtete in Rüstungs- und Versorgungsbetrieben konnten bzw. mussten bleiben. Zu ihnen zählte z.B. Fritz Laufer, der für den Betrieb des RWE-Umspannwerkes in Jabach an der Bahnunterführung verantwortlich war. Es galt die Versorgung für den verbliebenen Wohnbereich und auch für die Kampftruppe aufrecht zu erhalten.
Im Ort waren noch knapp 600 Einwohner. Die Ortsmitte war entvölkert. Die Verwaltung mit Polizei und Post war auf Notkommandos umgestellt und hatte sich in die Tholeyer Straße, ins Gasthaus Schäfer zurückgezogen. Gottesdienste wurden von Kaplan Hubert Stockhausen im Hause von Maria Serf oder im Hause Senzig zelebriert. Unvergessen bleibt die Mitternachts Mette 1944 bei Senzigs. Stockhausen nahm auch die Beisetzung der Verstorbenen und Kriegstoten vor. Hierbei war er mit den Messdienern Alfons Augustin, Hans Jakob Maas und dem Totengräber Sehn zumeist allein. Planwagen brachten die Kriegstoten in Zeltplanen umhüllt zur evangelischen Einsegnungshalle. Nikolaus Sehn hob die Bestattungsgrube aus und verständigte das Pfarramt z.B. durch den Totenschein vom *Hauptverbandsplatzes - HVP Dienststelle Feldpost Nr. 01257* (Chefarzt Dr. K Reinsdorff). Insgesamt 321 Kriegstote fanden auf dem Lebacher Militärfriedhof ihre letzte Ruhestätte.
Von den Kampfhandlungen an der Saarfront dröhnte der Geschützdonner. Tag und Nacht herrschte reger LkW Verkehr, zuweilen rollten auch Schützenpanzer durch die Straßen. Die Sanitätswagen mit den Schwerverwundeten fuhren nur bis zum HVP in den Kasernen. Ganz aus der Nähe wurden immer häufiger von Fliegerangriffen und Artilleriebeschuss Verletzte dort versorgt. Zunächst waren es die Opfer der Bordwaffen an der Straße nach Eidenborn am 27.9. und die Bombenopfer vom 6.10. sowie vom 18.11. Dazu kamen der Artillerie-Angriff vom 6.12. und die Bombardierung vom 9.12. Es folgten aber weitere schwere Angriffe, bei denen u.a. Unterkünfte der Schanzarbeiter in Knorscheid getroffen wurden. Russische Kriegsgefangene waren im ehemaligen Lager des Arbeitsdienstes RAD 1/190 untergebracht, von dort rückten sie zu Aufräum- und Schanzarbeiten aus. Am 14.12. kamen neun um Leben, fünf Tage später waren es vier. Sie haben ihre Ruhestätte auf dem Militärfriedhof gefunden. Fünf haben eine Tafel mit „unbekannt". Am 17.2. schlug ein Volltreffer in den Bunker der Kasernen-Bauleitung. Zu den Toten zählten vier Fremdarbeiter: Zwei Franzosen, ein Italiener und ein Ostarbeiter.
Es wurde dann ruhig Ende Februar 1945. Auf alliierter Seite liefen die Vorarbeiten zum Angriff auf das Rheinland und darüber hinaus. Mit starken Kräften traten die US Panzerspitzen im März aus dem Mosel-Saar Dreieck an, und zwar zum Angriff Richtung Rhein und zum Aufrollen des Westwall-Front vom Rücken her, um dort die verbleibenden deutschen Kräfte auszuschalten. Am 18. März erreichten sie Lebach und waren auch dann bereits in Koblenz und Mainz. Beim Vorrücken kamen Lebacher ums Leben. Der Notarssohn Wolfgang Hübsch (Jahrgang 1927) durch einen Granatsplitter im Ausweichquartier Steinbach und die Tochter des ehemaligen Kreistierarztes Piroth Petronella (Jahrgang 1881). Sie wollte nur vom Schutzstollen beim Landwirt Scherer (Saarbrücker Straße 12) auf die andere Straßenseite in ihre Wohnung, da erkannte ein GI von der Wirtschaft Scherer aus ihre Bewegung auf der Straße und traf sie mit einer Karabinerkugel in die rechte Hüfte.

Nach dem Abzug der Kampftruppen wurden die Lebacher Kasernen zum Sammellager ausländischer Zwangsarbeiter aus dem Saarpfalzbereich bestimmt. Unruhige Wochen mussten wegen der Ansammlung von Tausenden von verschleppten Personen – DP s durchlebt werden. Der Krieg war noch eine Zeit lang mit seinen Folgen spürbar. So kamen Jugendliche wiederholt um, wenn sie mit der herumliegenden Munition im Mai und Juni 1945 spielten, so z.B. in Niedersaubach und in Landsweiler. Trotz Schwierigkeiten und Mängel stellte sich allmählich in Lebach die Rückkehr zur Normalität ohne Kampfhandlungen und ohne Hitlerdiktatur ein. Die Anwesenheit von US Besatzungstruppen gehörte schon bald zum Alltag. Am 10. Juli 1945 wurden sie von französischen Soldaten abgelöst.

Klaus Altmeyer

März

Die Amerikaner kommen.
Bildbeschriftung: Panzersperre in der Mottener Strasse
Archiv: Thomas Rückher

Die Amerikaner kommen.

Während in Saarlautern und Roden bis zum 19. März 1945 noch schwere Kämpfe tobten, änderten die Amerikaner ihren vorgesehenen Plan, die Westwallbefestigungen von hier aus nach Osten zu durchstoßen. Die Amerikaner umgingen diesen Frontabschnitt und stießen von der Mosel aus Norden kommend auf das Prims- und Theeltal vor. Am 14. März 1945 trafen ihre Panzerspitzen von Zerf kommend in Weiskirchen ein. Am 15.März

erreichten sie Losheim und am 17. März vormittags gegen 9 Uhr bereits Nunkirchen. Beim Rückzug der deutschen Truppen wurden am gleichen Tag gegen 11 Uhr die beiden Primsbrücken in Schmelz sowie die Theelbrücke in Lebach gesprengt. Die ersten amerikanischen Panzer erschienen schon gegen 13 Uhr in Schmelz-Außen. Sie kamen aus Richtung Michelbach, Reimsbach und Düppenweiler. In der Nacht vom 17. zum 18. März wurde die Prims überschritten und in aller Frühe Schmelz-Bettingen besetzt.
Franz und Josef Sauer schildern die weiteren Ereignisse: Am Samstag, den 17. März gegen 17 Uhr sprengten die sich zurückziehenden deutschen Truppen ihr Munitionslager, das sie schon 1943 im Wald zwischen Tanneck und Forsthaus Horido angelegt hatten. Die hierdurch ausgelöste Druckwelle war so gewaltig, dass im Ortsteil Hahn sämtliche Fensterscheiben zerbarsten und viele Dachziegel abgedeckt wurden. Am gleichen Abend räumten die deutschen Truppen Lebach. Lediglich 4 deutsche Soldaten, die das Panzerabwehrgeschütz am Rande des Bettinger Waldes zu bedienen hatten, blieben noch zurück. Sie waren im Haus Sauer im Quartier. Am Sonntag den 18. März setzten auch sie sich im Morgengrauen mit Fahrrädern ab. Wegen der gesprengten Theelbrücke kamen sie aber sogleich wieder zurück.
Gegen 10 Uhr fuhr ein amerikanischer Panzer vom Tanneck Richtung Lebach. Er stoppte an der Einmündung zum Ortsteil Hahn. Zwei amerikanische Infanteristen pirschten sich als Spähtrupp mit der Maschinenpistole im Anschlag bis zum Haus Franz Sauer vor. Als kein gegnerisches Feuer eröffnet wurde, zogen sie sich wieder zurück zum Panzer und fuhren Richtung Tanneck. Um die Mittagszeit kamen Hunderte amerikanischer Infanteristen in einer breiten Kette, die vom Tanneck bis in Höhe Schloß la Motte reichte, aus dem Bettinger Wald und bewegten sich in Richtung Theel. Als sie den Ortsteil Hahn erreicht hatten, durchkämmten sie jedes Haus nach Soldaten und Waffen. Die 4 deutschen Soldaten, die das Panzerabwehrgeschütz bedienen sollten, wurden im Haus Sauer gefangen genommen und auf einem Panzer in Richtung Schmelz abtransportiert. Mittlerweile füllte sich der Ortsteil Hahn mit Panzern, Jeeps und Militärfahrzeugen. Plötzlich kam aus Richtung Habach deutsches Artilleriefeuer auf. Ein Geschoss schlug vor dem Haus Schäfer-Folz als Volltreffer in einen Jeep. Hierbei wurden 2 amerikanische GI`s getötet. Nachdem die amerikanischen Soldaten alle Häuser im Ortsteil Hahn durchsucht hatten, mussten sämtliche Häuser im Unterdorf geräumt werden. Alle Dorfbewohner wurden in das Haus Schäfer-Folz eingewiesen. Nur für die Versorgung ihres Viehbestandes durften die Landwirte abends und morgens für kurze Zeit in ihre Stallungen gehen.
Mittlerweile waren die Panzer bis an die ersten Häuser der Trierer Strasse vorgestoßen. Die von deutschen Volkssturm vorbereitete Straßensperre an der ev. Kirche war nicht mehr geschlossen worden.
Franz und Alfons Augustin (damals 19 und 12 Jahre alt) berichten als Zeitzeugen über die Besetzung der Trierer Strasse: Der erste amerikanische Panzer erschien am frühen Nachmittag und kam aus Richtung Schmelz. Er stoppte an der ev. Kirche und feuerte einige MG Salven in die Häuserfronten der Trierer Strasse. Nachdem kein deutsches Abwehrfeuer erwidert wurde, begannen die Hausdurchsuchungen. Die Gebrüder Augustin saßen mit ihren Großeltern im Keller ihres Gasthauses (Schommer) in der Trierer Strasse. Als ein amerikanischer GI bei der Durchsuchung ihres Hauses die Kellertür geöffnet hatte, riefen sie, dass keine deutschen Soldaten im Keller seien. Daraufhin feuerte er mit seiner MP in den Keller. Aus Angst krochen alle durch ein angelegtes Mauerloch in den Keller des Nachbarhauses von Michel Bauer. Danach wagten sie sich zögerlich aus diesem Keller und sahen viele amerikanische Panzer und Soldaten auf der Trierer Strasse. Als nun deutsches MG Feuer vom Wünschberg her aufkam, flüchteten die amerikanischen Infanteristen Richtung Friedhof. Sofort eröffneten die amerikanischen Panzer das Feuer in Richtung Wünschberg, bis das deutsche MG-Feuer aufhörte. Gegen 17 Uhr durchsuchten

die amerikanischen GI`s in der Mottener Strasse am Kreutzenborn die Häuser nach Soldaten und Waffen. Die vorbereitete Panzersperre in der Mottener Strasse (siehe Bild) konnte auch nicht mehr geschlossen werden.
Am nächsten Vormittag den 19. März (Josefstag), wurde eine Bekanntmachung per Dorfschelle ausgerufen: „Alle deutschen Soldaten und ehemalige Wehrmachtsangehörige müssen sich sofort bei der Kommandantur am Gasthaus Schommer einfinden“. Es versammelten sich mehrere Lebacher, die alle verwundet waren (z B. Franz Augustin ging an Krücken, Axel Winter war beinamputiert). Sie wurden nach Hüttersdorf gebracht und vernommen. Da jeder von ihnen eine Kriegsverwundung vorzeigen konnte, wurden sie abends wieder nach Lebach gebracht mit der strikten Anweisung, dass sie 14 Tage lang ihre Wohnung nicht verlassen dürften.
Der Vormarsch der amerikanischen Streitkräfte ging unaufhaltsam weiter. Körprich wurde von Truppen, die aus Lebach kamen in der Nacht vom 19. zum 20. März kampflos besetzt. Am 19. März nahmen amerikanische Einheiten, die von Aschbach kamen, Calmesweiler, Bubach, Eppelborn, Hierscheid und Humes ein.
Am 21. März 1945 war das gesamte damalige Saargebiet besetzt, und für die hiesige Bevölkerung war der Krieg endlich zu Ende.

Egon Gross

Abzug der deutschen Truppen aus Lebach, Tholeyer Strasse, vor dem Einmarsch der der Amerikaner.
Archiv: Egon Gross

Kriegsende in Niedersaubach

Im Spätherbst des Jahres 1944 wurde ein Trupp deutscher Soldaten mit Pferdefuhrwerken in Niedersaubach einquartiert. Die beengten Wohnverhältnisse der damaligen Zeit machten die Einquartierung nicht einfach. Die Wachstube wurde im Haus Jakob Schäfer (heute Brennerei Penth, Antoniusstraße) eingerichtet. Fast in jedem Haus musste ein Soldat untergebracht werden. Ein eigenes Bett stand wohl den wenigsten Soldaten zur Verfügung; sie mussten auf einer Liege oder auf einem Strohlager schlafen. In den wenigsten Stallungen war freier Platz, um ein Pferd unterzustellen. Die Pferde wurden daher in den Tennen der Scheunen eingestellt.
Zu Beginn der Einquartierung waren Zurückhaltung, ja Misstrauen zwischen den Soldaten und der Zivilbevölkerung spürbar, vor allem wusste zunächst niemand um die politische Einstellung des anderen. Jede Familie versuchte zunächst, ihre verbotenen Vorratsverstecke vor „ihrem“ Soldaten geheim zu halten, was natürlich wegen der beengten Wohnverhältnisse auf Dauer unmöglich war. Wie sollte es auch gelingen, z. B. eine „Schwarzschlachtung“ vor einem Soldaten, der täglich in Haus und Stallung ein- und ausging, zu verbergen? Ich kann mich erinnern, dass „unser“ Soldat trotz aller Geheimhaltungsversuche genau während der „Schwarzschlachtung“ nach Hause kam. Der große Schrecken löste sich, als er mit anpackte und lachend erklärte: „ Zuerst sollte ich nichts bemerken, und jetzt muss ich helfen.“ So wurde das Misstrauen abgebaut. Das Verhältnis zwischen den

Soldaten und den Niedersaubachern wurde ungezwungen und meist vertrauensvoll. Es ist kein Fall bekannt, dass ein Soldat eine Niedersaubacher Familie angezeigt hätte.
Zwei Konfliktfelder blieben allerdings während der ganzen Zeit der Einquartierung bestehen. Das Abhören von Feindsendern verursachte bei den Saubachern große Ängste. Wenn dann noch der Soldat vergaß, den Sender am Radio zurückzudrehen, war das am nächsten Morgen Anlass zu besorgten Vorwürfen. Härter waren die Auseinandersetzungen um das Viehfutter. Die Futtermenge für die Militärfahrzeuge war völlig unzureichend. Ausgemergelt und von Hunger gequält zerbissen die Pferde sogar alle erreichbaren Holzpfosten. Daher war es nur zu verständlich, wenn die Soldaten sich in Sorge um ihre Pferde nachts heimlich am Heuvorrat in den Saubacher Scheunen bedienten. Die Niedersaubacher versuchten dies in Sorge um ihr Vieh zu verhindern.
Im Dezember 1944 wurden die Angriffe auf Lebach häufiger. Einen Luftschutzbunker gab es in Niedersaubach nicht. Daher wurde in jedem Haus, unter Anleitung und Mithilfe der einquartierten Soldaten, ein Kellerraum als „Schutzraum“ ausgebaut. Die Decke wurde mit Holzstempeln abgestützt, die Kellerluken durch Steine und Sandaufschüttungen von außen geschützt. Am Ortsausgang nach Rümmelbach, nur wenige Meter von den letzten Häusern entfernt, bauten die Soldaten eine Panzersperre. Auf beiden Seiten der Straße wurden starke Holzpfosten so in die Erde gerammt, dass lange Baumstämme quer über die Straße eingepasst werden konnten. Ob diese Konstruktion für Panzer wirklich ein Hindernis dargestellt hätte, erscheint sehr fraglich. Sie vermittelte den Saubacher Bürgern jedenfalls nicht ein Gefühl der Sicherheit, sondern war ein Grund neuer Ängste, da man befürchten musste, anrückende Panzer würden durch diese Sperre nur dazu angeregt, sich den Weg freizuschießen.
Am Morgen des 17. März mussten die Soldaten sechs große Geschütze nach Niedersaubach transportieren. Sie wurden in der Steinheckstraße aufgestellt und nach Schmelz - Außen ausgerichtet, von wo der Vormarsch der Amerikaner erwartet wurde. Gegen 15.00 Uhr begannen die deutschen Geschütze in Richtung Schmelz zu feuern. Kurz darauf schossen die Amerikaner von der Außener Höhe zurück. Vom Nachmittag an saßen wir dicht gedrängt im engen Kellerraum. Man hörte den Donner der Geschütze, das Zischen und den Einschlag der Granaten. Manchmal spürte man, wie die Detonationen das Haus erschüttern ließen. Nur ein kleines Kerzenlicht erhellte den Raum. Wir beteten und zitterten. Gegen sechs Uhr am Morgen des 18. März waren noch einmal gewaltige Detonationen zu hören. Danach kam Janosch, „unser“ Soldat, in den Keller und erklärte: „Die Geschütze sind gesprengt, wir ziehen ab.“ Nach kurzer Zeit kam er noch einmal zurück und berichtete, dass er zusammen mit den Soldaten aus der Nachbarschaft die Panzersperre geöffnet hatte. Wir blieben noch im Keller, bis es hell geworden war. Seit Stunden war kein Beschuss mehr zu hören. Ängstlich wagten sich die Leute ins Freie und betrachteten die Schäden an den Häusern. In eine Scheune in der Nachbarschaft war eine Granate eingeschlagen. In den Garten neben unserem Haus hatte eine Granate ein tiefes Loch gerissen. Die Fenster waren kaputt. In die Giebelwand hatten Granatsplitter armtiefe Löcher geschlagen. Allmählich wurden von Haus zu Haus Informationen über die Geschehnisse der Nacht weitergegeben. Die traurige Nachricht vom Tode eines Niedersaubachers machte schnell die Runde. Der junge Herbert Neis hatte zu früh den Keller verlassen. Er wurde bei der Sprengung der Geschütze von Splittern getroffen und tödlich verletzt.
Der 18. März war ein sonniger Frühlingstag, die Leute standen vor den Häusern und warteten in banger Ungewissheit auf den Einmarsch der Amerikaner. Bettlaken waren als weiße Fahnen gehisst. Im Laufe des Vormittags konnten wir beobachten, wie ein Fußtrupp amerikanischer Soldaten sich von der Linde her aus Richtung Tanneck dem Dorf näherte. Etwa 50 Meter von den Häusern entfernt machten sie halt und gingen in dem Geäst einer völlig zerschossenen Streuobstwiese in Deckung. Erst gegen 14.00 Uhr rollten die Panzer aus Richtung Rümmelbach ein, die Fußsoldaten verließen die Deckung und marschierten

hinter den Panzern ins Dorf. Bald entspannte sich die Situation. Die amerikanischen Soldaten warfen uns Kindern Schokoladenriegel zu, die wir zuerst ängstlich, dann freudig und dankbar entgegennahmen.
Josef Heinrich

Überleben unter den Bedingungen des Krieges

In unserer ländlichen Gegend waren die Umstände des Krieges gewiss nicht so hart wie in den städtischen Zentren. Zum einen lagen unsere Orte nicht so im Visier der Angriffsbemühungen wie die Städte, zum anderen war die Versorgungslage in unseren auf Selbstversorgung ausgerichteten Dörfern immer noch besser als in den Städten und Industriezentren.

Dennoch wurde auch bei uns die Lage immer angespannter, je länger der Krieg dauerte. Die meisten Männer waren eingezogen. Auf den größeren Bauernhöfen waren Gefangene oder Zwangsarbeiter als Hilfen eingesetzt. Bei den Bergmannsbauern mussten alle für das Leben der Familie notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten von den Frauen und Kindern geleistet werden.

Hart und bedrückend waren die vorgeschriebenen Abgaben von allen landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Sie waren so hoch, dass die Versorgung der eigenen Familie gefährdet war. Natürlich versuchte jeder zu mogeln. Schweine und Kälber wurden „schwarz“ geschlachtet. Die Milchleistung der Kühe wurde geringer angegeben, ebenso wie das Ernteergebnis bei Getreide und Kartoffeln.

Mit zunehmender Kriegsdauer wurden die Kontrollen verschärft, was zu mehr Phantasie und Risikobereitschaft bei der Umgehung der Vorschriften herausforderte. In manchem Heustapel war eine Kiste mit Getreidesäcken versteckt. Der Lagerraum für die Kartoffeln wurde so vertieft, dass die Kontrolleure nicht die wirkliche Menge ausmessen konnten. In jedem Haus war ein versteckter kleiner Raum, das so genannte „Häloch“ („Hä“ von „Häwes“), in dem Vorräte vor der Kontrolle sicher versteckt werden konnten.

Die Kontrolleure waren alles andere als beliebt. Der Milchkontrolleur, der sich nicht darauf beschränkte, die ihm vorgezeigte Milchmenge zu messen, sondern auch nachprüfte, ob die Kühe wirklich ausgemolken worden waren, wurde abschätzig „Naudermann“ („Nauder“ = Euter) genannt. Der Kontrolldruck schweißte die Dorfgemeinschaft zusammen. Wenn Kontrolleure anrückten, wurde die Warnung in Windeseile von Haus zu Haus weitergegeben. So konnte nicht angemeldetes Vieh schnell aus dem Stall in den nahen Wald getrieben werden. Dabei wurde Nachbarschaftshilfe großgeschrieben, so dass die Kontrollen meist ergebnislos verliefen.

Um die heimliche Milchwirtschaft zu unterbinden, wurde die Abgabe aller Zentrifugen und Butterfässer verfügt. Nun wurden die altertümlichen „Milchapparate“ wieder aus den Abstellkammern herausgesucht, die nun notdürftig die Zentrifugen beim Entrahmen der Milch ersetzen mussten. Wer noch ein altes Butterfass aufbewahrt hatte, gab natürlich nur ein Gerät ab, meist, um keinen Verdacht zu erregen, das neuere. Unser kleines gläsernes Butterfass wanderte damals, unter einem Sack im Kartoffelkorb versteckt, in der ganzen Nachbarschaft von Haus zu Haus.

Die Mangellage machte sich nicht nur im Bereich der Nahrungsmittel bemerkbar. Hilfreich war, dass die Menschen damals in allen Bereichen, viel mehr als heute, auf Sparsamkeit und findige Selbstversorgung eingestellt waren. Schuhe wurden in fast jeder Familie selbst besohlt, Kleider geflickt und umgenäht. Das sah natürlich sehr ärmlich aus, aber man wusste sich irgendwie zu helfen. Nichts wurde weggeworfen: kein alter Schuh, kein zerrissenes Kleidungsstück, kein Blatt Papier. Immer noch konnte man einen Leder- oder Stoffflicken daraus schneiden, und Zeitungsblätter wurden zu Toilettenpapier. Aus leeren Schuhwichsdosen und den kleinsten Kerzenstummeln wurden Wachsleuchten gebastelt.

Kaffee gab es nicht mehr. Gerste- oder Roggenkörner wurden unter ständigem Umrühren auf dem Herd geröstet und als Kaffeeersatz genutzt. Seife war rar und teuer. Daher wurde

aus den Schlachtabfällen wie Knochen- und Gedärmefett unter Zusatz von „Seifenstein“ Seife gekocht. Das stank zwar fürchterlich, aber wenn der Sud eingedickt war, konnte er nach dem Abkühlen in Stücke geschnitten werden, und die Reinigung von Haus, Kleidung und Mensch war wieder eine Zeit lang ermöglicht. Öl war knapp. Im Herbst mussten die Kinder Buchecker sammeln. Die Ecker wurden von Hand einzeln geschält. Dann wurde in Handpressen das Öl aus ihnen herausgequetscht. In jedem Garten wurden Heilkräuter, besonders Pfefferminze, angepflanzt. Die Kinder mussten Lindenblüten sammeln. Jede Familie hatte so ihre kleine Hausapotheke aus getrockneten Heilkräutern. Mit altbewährten „Hausmittelchen“ wurden Fieber, Erkältung und viele kleine Wehwehchen behandelt.
Es war eine Zeit des Mangels, aber auch der findigen Selbsthilfe, eine Zeit der sich gegenseitig unterstützenden Nachbarschaft, eine Zeit der Sorge um die ungewisse Zukunft, der Besorgnis und Angst um die als Soldaten eingezogenen Angehörigen. Es war eine Zeit der Vorsicht und des Misstrauens. Man wusste sich nie sicher vor Anzeige und Denunziation.
Josef Heinrich

Kriegserlebnisse eines jungen Lebacher Soldaten und seine Flucht aus der Tschechoslowakei.
Bildbeschriftung: Mercedes LKW 4,5 t.
Archiv: DaimlerChrysler AG

Kriegserlebnisse eines jungen Lebacher Soldaten und seine Flucht aus der Tschechoslowakei

Werner Follmar, Jahrgang 1925, hatte 1939 im Alter von 14 Jahren sein Pflichtlandjahr auf einem Bauernhof in Thüringen abzuleisten. Damals war dies die Voraussetzung für die Zuteilung einer Lehrstelle. Er konnte daraufhin eine Lehre als Automechaniker antreten. Mit 17 Jahren wurde er 1942 zum Reichsarbeitsdienst nach Tettingen in Lothringen einberufen. Seinen Einberufungsbescheid zur Wehrmacht erhielt er 1943, als er 18 Jahre alt war. Er wurde zur österreichischen Infanteriedivision „Hoch- und Deutschmeister“ gezogen. Nach einer kurzen Grundausbildungszeit kam sein Bataillon im Februar 1944 zum Fronteinsatz nach Italien. Nach dem Sturz Mussolinis im Juni 1943 hatten im Juli deutsche Truppen Italien besetzt. Am 22. Januar 1944 war die zweite Welle der Alliierten Streitkräfte mit 36.000 Soldaten in Süditalien gelandet. Um nach Norden vorzustoßen war die Eroberung des strategisch wichtigen Berges Monte Casino notwendig. Der 150 km südlich von Rom gelegene Monte Casino mit seinem historischen Kloster war fest in deutscher Hand. Drei Monate tobte

um diesen Berg, eine der blutigsten Schlachten des II Weltkrieges mit 24.000 Toten. Nach der deutschen Niederlage am Monte Casino wurde das Bataillon „Hoch- und Deutschmeister“ zum nächsten Fronteinsatz an den Plattensee nach Ungarn verlegt.
Werner Follmar wurde hier als Kradmelder bei seinem Hauptmann eingesetzt. Da die Kampflinie immer weiter zurückverlagert werden musste, geriet seine Kompanie in der Tschechoslowakei zwischen die Fronten. Von Osten her rückten die Russen heran und von Westen kamen die Engländer. Seine Kompanie wurde wegen der aussichtslosen Lage aufgelöst. Jeder Soldat bekam seine Entlassungspapiere einschließlich Soldbuch. Damit war jeder Einzelne auf sich selbst angewiesen und musste sich nach Westen durchschlagen.
Werner Follmar war als Kradfahrer in der glücklichen Lage motorisiert zu sein und setzte sich mit seinem Hauptmann als Beifahrer in Richtung Deutschland ab. Sie kamen allerdings nicht weit, da zwei Tschechen ihnen das Motorrad abnahmen. Daraufhin mussten beide zu Fuß ihren Heimweg fortsetzen. Nach längerem Fußmarsch entdeckten sie am Straßenrand einen fast fabrikneuen Mercedes LKW 4,5 t mit 120 PS Dieselmotor und Allradantrieb, der von seiner deutschen Besatzung stehen gelassen worden war. Als Automechaniker untersuchte Werner Follmar das Fahrzeug und stellte fest, dass der LKW fahrbereit und zudem noch vollbetankt war. Sein Hauptmann und er setzten ihre Flucht mit diesem LKW nach Westen hin fort. Sie fuhren noch vor Erreichen der deutschen Grenze in die Arme der Engländer und gerieten in die Gefangenschaft.
Zusammen mit ihrem LKW wurden beide in ein provisorisch angelegtes Kriegsgefangenenlager gebracht. Hier traf Werner Follmar auch einen Altersgenossen aus der Heimat. Es war Fritz Thetard aus der Thetardsmühle in Neububach. In dem Sammellager befanden sich drei deutsche Veterinärkompanien mit ca. 150 Pferden. Das Essen war sehr kärglich. Täglich mussten zwei Pferde geschlachtet werden um die Versorgung für die vielen Gefangenen einigermaßen zu gewährleisten. Jeder einzelne Gefangene lag in einem Einmannzelt.
Um die vielen Pferde zu versorgen mangelte es an Futter. Daher wurde jeden Tag eine LKW Kolonne zusammengestellt und unter Bewachung der Engländer in die Umgebung des Lagers geschickt, um
bei den Bauern Stroh als Futter für die Pferde zu requirieren. Zu diesem LKW -Tross gehörte auch Werner Follmar mit dem in die Gefangenschaft mitgebrachten LKW. Er fasste den Plan, mit diesem LKW die Flucht aus der Gefangenschaft anzutreten.
Nach einigen Tagen täuschte Werner Follmar einen Defekt an seinem Fahrzeug vor und versprach, nach dessen Behebung der LKW Gruppe nachzukommen. Werner Follmar und sein Beifahrer, ebenfalls ein Saarländer aus Hostenbach, fuhren aber nicht der LKW Kolonne nach. Da sie ohne Bewachung waren, ergriffen sie die Flucht mit ihrem Fahrzeug Richtung Deutschland. Unterwegs luden sie deutsche Flüchtlinge auf, die zu Fuß in die Heimat unterwegs waren. Als sie deutschen Boden in Passau an der Donau erreicht hatten, besorgten sie sich hier einen Passagierschein zum Flüchtlingstransport ins Saargebiet. Mit diesem Passagierschein konnten sie die vielen Straßensperren der englischen und amerikanischen Militärpolizei und sogar den Rhein bei Mannheim überwinden. Nach vier Tagen trafen sie am 18. Mai in Lebach ein.
Werner Follmar gründete mit diesem aus der Gefangenschaft mitgebrachten Mercedes LKW ein Transportgeschäft. Zu dieser Zeit wurde nämlich in Lebach durch die vielen kriegsbedingten Zerstörungen mit dem Wiederaufbau begonnen . Betriebsbereite Transportfahrzeuge waren ja kaum noch in Lebach vorhanden, da diese Fahrzeuge fast alle von der Wehrmacht beschlagnahmt worden waren und im Krieg verloren gingen.

Egon Gross

Der 9. Oktober 1944, ein unheilvoller Herbstag.
Bildbeschriftung: Haus Söll, Saarbrücker Strasse nach dem dem Luftangriff vom 9, Dezember 1944.
Foto: Frau Ehret – Söll

Überleben unter den Bedingungen des Krieges

In unserer ländlichen Gegend waren die Umstände des Krieges gewiss nicht so hart wie in den städtischen Zentren. Zum einen lagen unsere Orte nicht so im Visier der Angriffsbemühungen wie die Städte, zum anderen war die Versorgungslage in unseren auf Selbstversorgung ausgerichteten Dörfern immer noch besser als in den Städten und Industriezentren.
Dennoch wurde auch bei uns die Lage immer angespannter, je länger der Krieg dauerte. Die meisten Männer waren eingezogen. Auf den größeren Bauernhöfen waren Gefangene oder Zwangsarbeiter als Hilfen eingesetzt. Bei den Bergmannsbauern mussten alle für das Leben der Familie notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten von den Frauen und Kindern geleistet werden.
Hart und bedrückend waren die vorgeschriebenen Abgaben von allen landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Sie waren so hoch, dass die Versorgung der eigenen Familie gefährdet war. Natürlich versuchte jeder zu mogeln. Schweine und Kälber wurden

„schwarz“ geschlachtet. Die Milchleistung der Kühe wurde geringer angegeben, ebenso wie das Ernteergebnis bei Getreide und Kartoffeln.
Mit zunehmender Kriegsdauer wurden die Kontrollen verschärft, was zu mehr Phantasie und Risikobereitschaft bei der Umgehung der Vorschriften herausforderte. In manchem Heustapel war eine Kiste mit Getreidesäcken versteckt. Der Lagerraum für die Kartoffeln wurde so vertieft, dass die Kontrolleure nicht die wirkliche Menge ausmessen konnten. In jedem Haus war ein versteckter kleiner Raum, das so genannte „Häloch“ („Hä“ von „Häwes“), in dem Vorräte vor der Kontrolle sicher versteckt werden konnten.
Die Kontrolleure waren alles andere als beliebt. Der Milchkontrolleur, der sich nicht darauf beschränkte, die ihm vorgezeigte Milchmenge zu messen, sondern auch nachprüfte, ob die Kühe wirklich ausgemolken worden waren, wurde abschätzig „Naudermann“ („Nauder“ = Euter) genannt. Der Kontrolldruck schweißte die Dorfgemeinschaft zusammen. Wenn Kontrolleure anrückten, wurde die Warnung in Windeseile von Haus zu Haus weitergegeben. So konnte nicht angemeldetes Vieh schnell aus dem Stall in den nahen Wald getrieben werden. Dabei wurde Nachbarschaftshilfe großgeschrieben, so dass die Kontrollen meist ergebnislos verliefen.
Um die heimliche Milchwirtschaft zu unterbinden, wurde die Abgabe aller Zentrifugen und Butterfässer verfügt. Nun wurden die altertümlichen „Milchapparate“ wieder aus den Abstellkammern herausgesucht, die nun notdürftig die Zentrifugen beim Entrahmen der Milch ersetzen mussten. Wer noch ein altes Butterfass aufbewahrt hatte, gab natürlich nur ein Gerät ab, meist, um keinen Verdacht zu erregen, das neuere. Unser kleines gläsernes Butterfass wanderte damals, unter einem Sack im Kartoffelkorb versteckt, in der ganzen Nachbarschaft von Haus zu Haus.
Die Mangellage machte sich nicht nur im Bereich der Nahrungsmittel bemerkbar. Hilfreich war, dass die Menschen damals in allen Bereichen, viel mehr als heute, auf Sparsamkeit und findige Selbstversorgung eingestellt waren. Schuhe wurden in fast jeder Familie selbst besohlt, Kleider geflickt und umgenäht. Das sah natürlich sehr ärmlich aus, aber man wusste sich irgendwie zu helfen. Nichts wurde weggeworfen: kein alter Schuh, kein zerrissenes Kleidungsstück, kein Blatt Papier. Immer noch konnte man einen Leder- oder Stoffflicken daraus schneiden, und Zeitungsblätter wurden zu Toilettenpapier. Aus leeren Schuhwichsdosen und den kleinsten Kerzenstummeln wurden Wachsleuchten gebastelt.
Kaffee gab es nicht mehr. Gerste- oder Roggenkörner wurden unter ständigem Umrühren auf dem Herd geröstet und als Kaffeeersatz genutzt. Seife war rar und teuer. Daher wurde aus den Schlachtabfällen wie Knochen- und Gedärmefett unter Zusatz von „Seifenstein“ Seife gekocht. Das stank zwar fürchterlich, aber wenn der Sud eingedickt war, konnte er nach dem Abkühlen in Stücke geschnitten werden, und die Reinigung von Haus, Kleidung und Mensch war wieder eine Zeit lang ermöglicht. Öl war knapp. Im Herbst mussten die Kinder Buchecker sammeln. Die Ecker wurden von Hand einzeln geschält. Dann wurde in Handpressen das Öl aus ihnen herausgequetscht. In jedem Garten wurden Heilkräuter, besonders Pfefferminze, angepflanzt. Die Kinder mussten Lindenblüten sammeln. Jede Familie hatte so ihre kleine Hausapotheke aus getrockneten Heilkräutern. Mit altbewährten „Hausmittelchen“ wurden Fieber, Erkältung und viele kleine Wehwehchen behandelt.
Es war eine Zeit des Mangels, aber auch der findigen Selbsthilfe, eine Zeit der sich gegenseitig unterstützenden Nachbarschaft, eine Zeit der Sorge um die ungewisse Zukunft, der Besorgnis und Angst um die als Soldaten eingezogenen Angehörigen. Es war eine Zeit der Vorsicht und des Misstrauens. Man wusste sich nie sicher vor Anzeige und Denunziation.
Josef Heinrich

Zwangsarbeiter und ausländische Kriegsgefangene.
Bildbeschriftung: Haus in Aschbach. In den vergitterten Räumen sollen Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter unter gebracht gewesen sein.
Foto: Thomas Rückher

Zwangsarbeiter und ausländische Kriegsgefangene

Die Geschichtsschreibung hat sich erst seit relativ kurzer Zeit mit diesem speziellen und sensiblen Thema befasst. Auch für Lebach handelt es sich um einen Gegenstand, der nur in Ansätzen historisch aufgearbeitet ist. Dabei ging es während des Krieges um eine Menschenzahl in Millionenhöhe. Ihre Höhe ist immer noch nicht genau erfasst. Allein von ca. drei Millionen kriegsgefangenen Russen verhungerten oder starben auf andere Weise etwa eine Million während der Gefangenschaft. Die Überlebenden wurden dann nach ihrer Repatriierung meist weiteren Verfolgungen und Inhaftierungen ausgesetzt, da das stalinistische System in ihnen nur Verräter und Kollaborateure sah. Aber warum kam das Thema Zwangsarbeiter und ausländische Kriegsgefangene erst relativ spät in das Blickfeld der heutigen Öffentlichkeit? Zunächst waren nach dem allmählich erfolgten Rücktransport der ausländischen Kriegsgefangenen diese als Menschen nicht mehr im alltäglichen Wahrnehmungsbereich. Die oft ebenfalls schrecklichen Erlebnisse deutscher Soldaten in alliierter Gefangenschaft drängten sich für die Familien in den Vordergrund. Der eine oder andere ausländische Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangene, der nicht in seine Heimat zurückkehrte, wollte wahrscheinlich einfach leben und seine eigene Lebensge-

schichte nach seiner „Entlassung“ vielleicht nicht zur Ursache eines Konflikts mit seiner jetzigen Umgebung werden lassen.
Die Begegnung mit den „Gefangenen“ wurde besonders nach dem Beginn des Russlandkrieges auch in Lebach merkwürdig fremd und zugleich alltäglich. Oft war es für Hiesige nicht zu unterscheiden, ob der „Gefangene“ ursprünglich als Soldat in seine Situation gelangt war, ob er unter in der Regel falschen Versprechungen nach Deutschland gelockt oder ob er als Zivilist zwangsweise hierher verschleppt wurde. Allein die Sprachbarrieren sorgten für Fremdheit. Andererseits waren bedingt durch die steigende Zahl der einberufenen deutschen Männer und die Erfordernisse der Kriegswirtschaft immer mehr Gefangene oder Zwangsarbeiter im Arbeitseinsatz und so wahrnehmbar. Hier in Lebach war dies vor allem der Einsatz in der Landwirtschaft, aber auch im Straßenbau oder in Reparatur- und Aufräumungsarbeiten nach Fliegerangriffen, wobei die Masse der so Eingesetzten aus den ost- bzw. südosteuropäischen Ländern kam, gegen Ende des Krieges gab es aber auch italienische Kriegsgefangene in Lebach. Die Unterbringung dieser Menschen war während des Krieges unterschiedlich. Teilweise lebten sie in bei den Familien, wo sie zur Arbeit eingeteilt waren. Hierbei kam es zu ganz verschiedenen, gegensätzlichen Verhältnissen: Während im einen Haushalt der „Gefangene“ in der Familie ohne Diskriminierungen aufgenommen wurde, was offiziell seitens des Dritten Reiches strikt verboten war, gab es auch alle denkbaren Abstufungen zu einem distanzierten, zurückweisenden bis hin zum ausbeuterischen und inhumanen Verhalten. Während der eine das Haus „seiner“ deutschen Familie während der Kampfhandlungen in unserer Gegend bewachte, gab es bei anderen nach dem Krieg auch Rachehandlungen.
Eine Gruppe war in einem Lager in der Nähe der Jean-Kladen-Mühle inhaftiert. Wohl von diesen berichtete die verstorbene Frau Heinrich aus Niedersaubach ein Geschehnis, das wahrscheinlich 1943/44 anzusetzen ist und das ganze Elend dieser Menschen zeigt. Für Straßenausbesserungs- bzw. Bauarbeiten zwischen Niedersaubach und Tanneck wurden Kriegsgefangene eingesetzt. Jeden Morgen bzw. Abend wurde eine Gruppe, von Bewachern begleitet, durch Niedersaubach zu ihrer Arbeitstelle geführt. Alle Arbeiter waren in einem erbarmungswürdigen Zustand, sie schleppten sich mehr über den Weg als dass sie gingen. Stand nun vor den Häusern in dampfenden Kesseln das gekochte Schweinefutter, um abzukühlen, so versuchten die Entkräfteten, mit bloßen Händen nach Brocken zu fischen, um feste Bestandteile des Schweinefutters an Ort und Stelle zu essen. Wenn sie dabei Glück hatten, dann sah ihr Bewacher zur Seite. Es gab aber auch Wachpersonal, das sie von den Kesseln wegtrieb und diejenigen verwarnte, die ihre Kessel am Straßenrand aufstellten, da sie so angeblich Feinde begünstigten. So leicht uns heute das Urteil fällt, in solchen Ereignissen das Entwürdigende zu sehen, so sollte man auch sehen, dass es nicht selbverständlich war, wie es nämlich einige Familien taten, die Kessel so aufzustellen, dass sich für die Gefangenen diese aus heutiger Sicht perverse Chance ergab, und man selbst ins Blickfeld der Bewacher kam. Konflikte und Gewalttaten durch Gefangene, zu denen es unmittelbar nach dem Einmarsch der Alliierten kam, sind daher als Folge des vorangehenden Unrechts und erlittener Not zu erklären.
Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter bzw. -arbeiterinnen, die während des Krieges oder danach in Lebach starben, sind auf dem Lebacher Friedhof neben der Leichenhalle bzw. den Gräbern für die deutschen Soldaten, die im Lazarett in der Dillingerstraße starben, beerdigt.
Thomas Rückher

Kriegszerstörungen 1944/45, vor allem in der Dillinger und Jabacher Strasse.
Bildbeschriftung:Haus Kullmann in der Jabacher Strasse, zerstört am 14. Februar 1945.
Foto: Frau Kullmann

Kriegszerstörungen 1944/45, vor allem in der Dillinger und Jabacher Straße

Schwere Bombenangriffe fanden am 9. Dezember 1944 und 14. Februar 1945 statt. Am 9.12.44 um 11.00 Uhr flogen mittelschwere Bomber das Ziel Lebach an und setzten von der Seiters (Jabacher und Dillinger Straße) über die Flur Weinheck bis zum Wünschberg einen Bombenteppich ab. Viele Häuser wurden total zerstört, z. B. die Häuser Peter Arweiler und Paul Söll am Wünschberg, das Gasthaus Schütz in der Pickardstraße und das Haus Jenal in der Jabacher Straße. Maria Jenal (34) kam ums Leben. Vor dem Gasthaus Schütz starb Ludwig Lonsdorfer aus Saarlouis (51), auf dem Wünschberg kamen Peter Tieck, seine neunjährige Tochter Anna Maria und Robert Ney (51) aus Dillingen ums Leben, Johann Fries (60) verstarb am Abend im Feldlazarett. Die Sprengbomben trafen die noch im Bau befindlichen Kasernen am Anfang der Dillinger Straße, durchschlugen Etagendecken und hinterließen etliche Bombentrichter. Bei diesem taktischen Angriff wurde das eigentliche Ziel, die Bahnanlagen, um etwa 200 m verfehlt. Durch den Angriff vom 14.2.45 auf den Bahnhof kam es besonders zu schweren Zerstörungen in der Dillinger und Jabacher Straße. Josef Schöner (62) und drei Insassen der Kasernenbauleitung, Angelo Calderini (39), Jean Leon Rey (22) und der Ostarbeiter Dimitri Snitschenko (20) starben. An diesem Tag wurde auch das Haus Kullmann getroffen. Ida Pluschkell

erinnert sich: *„Zwei Bomben schlugen in das Tannenwäldchen zwischen unserem Haus und dem Eisenbahnerhaus ein. Durch den Druck wurde das Haus total zerstört, die Trümmer lagen auch auf der Straße. Später haben uns die Leute erzählt, dass die Tannen am Eisenbahnerhaus vorbei und bis zur Dillinger Straße geflogen waren. Es roch tagelang nach Tannen. Zum Glück war niemand zu Hause. Meine Eltern mussten nämlich ihre Bahnfahrt nach Lebach in Eppelborn abbrechen, weil kein Zug mehr fuhr. Familie Meinhard in Neububach nahm meine Eltern auf. Mein Vater musste als Oberlokführer am Ort bleiben".* Herr Kullmann verunglückte am 4.4.45 durch einen amerikanischen Lastkraftwagen tödlich, als er mit dem Fahrrad auf dem Weg zum zerstörten Haus war, um noch etwas Brauchbares zu finden. Gegen Kriegsende gab es ständig Angriffe, die Menschen kamen nicht zur Ruhe. Ein Feldpostbrief des im Februar 45 gefallenen Hugo Herrmanny vom 22.1.45 erwähnt die Zerstörung des Hauses Nikolaus Jungmann: *„Eben erhielt ich einen Brief von Frau Sachs. Darin teilte sie mir mit, dass das Haus Jungmann am Heiligabend vollkommen zerstört wurde".* Nach Auskunft von Auguste Riehm wurde das Haus ihrer Familie zum gleichen Zeitpunkt stark beschädigt. In einem Telegramm schrieb Emmi Rauhoff am 31.12.44 an die im Odenwald evakuierte Familie Nikolaus Groß: „*Wohnung bombengeschädigt, Euer Kommen erwünscht".* Das Telegramm kam am 8.1.45 an und betrifft die Zerstörung des Hauses Thielgen am 30.12.44. In der Nacht vom 17. zum 18.3.45 wurde das Haus des Lokführers Jakob Junk in der Mottener Straße als einziges Haus in der Straße durch einen Luftangriff völlig zerstört. Hanna Geisler stellt fest: *„Mein Vater starb im Mai 1945, er hat sich von den schrecklichen Erlebnissen nicht mehr erholt"*.
Total zerstört waren am Ende des Zweiten Weltkrieges: **In der Dillinger Straße**: ***rechte Seite:*** Baldes Bernhard; Schwinn Jakob; Freichel Jakob; Simon Josef; Hoff Josef; Graf Josef; ***linke Seite:*** Becker Alfons; Thielgen Jakob; Schmitt Nikolaus; Lehnert Johann; **in der Jabacher Straße**: ***rechte Seite:*** Backhaus von Spaniol Fritz; Brendel Josef; Fuchs Georg; Müller Elisabeth, geb. Kasper, später Frau Trenz; Irsch Paul; Jost Nikolaus; Kettenhofen Josef; Alt Nikolaus; Jungmann Friedrich; Hermann Johann; Michel Johann; Irsch Ludwig; Rau Ludwig; Pütz Johann; Kullmann Wilhelm; ***linke Seite:*** Jenal Alois; Sträßer Baptist; Riehm Willi, Baumhardt Karl; Britz Fritz; Mees Toni; Fuchs Peter; Horst Johann; Schöner Jakob; Schöner Josef; Loew Josef; Jungmann Nikolaus. Etwa 50 Häuser in den beiden Straßen waren schwer beschädigt. Martha Teichert erinnert sich*:"Das Dach war stark zerstört, es regnete hinein; wir nahmen Linoleum vom Fußboden zum Abdichten".* Josef Willich spricht von *„Bombenlöchern in den Straßen und an den Gleisen. Schienenteile wurden herausgerissen und flogen bis zur Dillinger Straße".* Die drei Eisenbahnhäuser waren leicht zerstört. Der Ortsteil Jabach blieb vor Zerstörungen verschont. Die heimkehrenden Angehörigen von Familie Kullmann erfuhren viel später von den tragischen Ereignissen. Ähnliches Leid widerfuhr vielen Menschen. Erschüttert durch den Tod der Angehörigen standen sie materiell vor dem Nichts. Froh waren alle, dass sie nach vielen Gefahren zu Hause angelangt waren, so z. B. Gisela Johann, die 17jährig als Flak-Helferin in Friedrichshafen Scheinwerferanlagen bedienen musste, in ständiger Angst vor Bombenangriffen. Wie sie waren noch weitere 19 Lebacherinnen als Nachrichten- und Flakhelferinnen usw. tätig. Nach Kriegsende begab sie sich zu Fuß auf den Heimweg. Die Aussicht auf zu Hause mobilisierte trotz Hunger und Erschöpfung alle körperlichen Kräfte. Gemeinsam wurde ein neuer Anfang gemacht.

Hildegard Bayer

September

Ein folgenschwerer Luftangriff.
Bildbeschriftung: Luftbild von Lebach und Eidenborn. Die Markierung kennzeichnet die Jabo - Angriffsstelle am 27. September 1944.
Luftaufnahme: Egon Gross

Ein folgenschwerer Luftangriff

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie. Binnen weniger Monate war Frankreich von der deutschen Besatzung befreit. Bereits im September 1944 standen die Amerikaner an der Westgrenze Deutschlands.
Während deutsche Städte schon ab 1940 unter einem verheerenden Bombenkrieg litten, blieb Lebach bis zur Jahresmitte 1944 weitgehend davon verschont. Je mehr sich aber die Front der Reichsgrenze näherte, kam auch Lebach in das Visier feindlicher Flugzeuge. Den Alliierten war es inzwischen möglich, Flugplätze in Frankreich zu nutzen. Sie konnten dadurch die Strecke für ihre Jagd- und Bomberflugzeuge zu Zielen in Deutschland wesentlich verkürzen. Lebach war als wichtiger Verkehrsknotenpunkt etwa ab Mitte des Jahres 1944 den Angriffen von tieffliegenden Jagdbombern ausgesetzt, die man „Jabos“ nannte. Es waren schnelle Jagdflugzeuge, die mit mehreren Maschinengewehren ausgerüstet waren und Bomben zuladen konnten. Um den Nachschub an die Front zu erschwerten, griffen sie gezielt Eisenbahnanlagen an. Durch Bombenabwürfe gab es auch Tote unter der Zivilbevölkerung (z. B. am 06.10.1944 Josef Löw, am 18.11.1944 Jakob Grohs und Erwin Schug). Viele Häuser in der Jabacher- und Dillinger Straße wurden beschädigt oder erlitten Totalschaden. Die Menschen waren sich des Lebens nicht mehr sicher. Zeitzeugen berichten, „dass die Tiefflieger so ziemlich auf alles schossen, was sich bewegte“. In der Presse wurde häufig vor solchen Angriffen gewarnt. So war beispielsweise in der NSZ-Westmark vom 07.09.1944 zu lesen:
„In letzter Zeit ist es vorgekommen, dass einzelne Volksgenossen von feindlichen Flugzeugen aus mit Maschinengewehren und Bordkanonen beschossen wurden. Es ist deshalb notwendig, dass man bei Annäherung von tieffliegenden Flugzeugen, die man nicht einwandfrei als deutsche ausmachen kann, Deckung nimmt, indem man sich entweder durch Betreten eines Hauses der Sicht des feindlichen Fliegers entzieht oder hinter dicken Bäumen, Mauern, Böschungen, in Ackerfurchen und dergleichen Deckung sucht“.

Am Mittwoch, dem 27.09.1944 kam es an der Landstraße zwischen Lebach und Eidenborn (etwa in Höhe der heutigen Einfahrt zur Gärtnerei Steuer) zu einem folgenschweren Luftangriff. An diesem frühen Herbsttag waren mehrere Lebacher Familien bei der Apfelernte. Damals säumten Obstbäume die rechte und linke Straßenseite. Von einigen der Erntenden wurde der Landesproduktenhändler Jakob Grohs beauftragt, sie und ihr Erntegut mit seinem Lastkraftwagen nach Hause zu bringen. Etwa gegen 17.00 Uhr fuhr Peter Grohs, der Sohn von Jakob Grohs, mit dem Lastkraftwagen zur Erntestelle. Ein Zeitzeuge berichtete, dass sich auf der Straße auch noch ein oder zwei Militärfahrzeuge bewegten. Zur gleichen Zeit waren feindliche Jagdbomber im Anflug. Nach Berichten von Zeitzeugen können es bis zu vier gewesen sein. Diese nahmen im Tiefflug das Fahrzeug von Peter Groß mit Bordwaffen unter Beschuss. Dabei kamen vier Angehörige Lebacher Familien ums Leben. Die Frage, ob der Angriff ausschließlich dem Fahrzeug galt und die Zivilpersonen nur zufällig getroffen wurden oder ob man sie absichtlich unter Beschuss nahm, lässt sich heute mit letzter Sicherheit nicht mehr beantworten. In diesen Kriegstagen sind nicht selten Zivilpersonen, die als solche erkennbar waren, von tieffliegenden Jagdbombern beschossen worden.
Dem Luftangriff fielen zum Opfer:
Klara Wuschech mit ihrem damals 6-jähriger Sohn Axel, Nikolaus Serf sowie der 11-jährige Titus Jacob, der auf dem Baum von einem Geschoss getroffen wurde.
Während Klara Wuschech und Titus Jacob auf der Stelle tot waren, verstarben Axel Wuschech und Nikolaus Serf noch am selben Tag im Feldlazarett in Lebach.
Peter Grohs als Fahrer des Lastkraftwagens trug eine schwere Kopfverletzung davon. Seine Frau Käthe Grohs erzählt heute:
„Ich weiss von meinem inzwischen verstorbenen Ehemann, dass er durch das Rückfenster des Führerhauses von einem Schuss getroffen wurde. Er fiel mit dem Kopf nach vorne. Dadurch gingen weitere Schüsse über ihn hinweg. Er ist sofort ohnmächtig geworden und fuhr mit dem Lastkraftwagen gegen einen Baum. Das Führerhaus des Lastkraftwagens war wie ein Sieb durchlöchert“.
Anneliese Fischer, die als 7-Jährige den Fliegerangriff miterlebte, schildert ihn aus heutiger Sicht:
„An einem Tag im Frühherbst 1944 ging ich nachmittags mit meiner Mutter und meinem jüngeren Bruder Axel an die Landstraße zwischen Lebach und Eidenborn, um Äpfel zu ernten. Während wir bei der Ernte waren, erfolgte plötzlich und unerwartet ein Tieffliegerangriff. Ob es ein oder mehrere Flugzeuge waren, kann ich heute nicht mehr sagen. Ich meine mich aber zu erinnern, dass der Angriff, in Richtung Eidenborn gesehen, von links erfolgte. Auf der gleichen Seite war auch ein Schützen- oder Splittergraben. Hier suchten mehrere Personen Deckung. Ich wurde von jemandem in den Graben gestoßen. Der oder die Jabos flogen zum Greifen nahe über uns hinweg. Nach dem Angriff sah ich meine Mutter tot auf der anderen Straßenseite liegen. In der Nähe lag auch mein schwer verletzter Bruder, der kurze Zeit später im Lazarett verstarb“.
Auch der damals 7-jährige Werner Britz hat den Fliegerangriff zwischen Lebach und Eidenborn miterlebt. Er fasst seine Erinnerungen wie folgt zusammen:
„Ich sah mehrere Flugzeuge mit Doppelrumpf, sogenannte „Lightnings“, maß ihnen aber zunächst keine Bedeutung bei, bis sie beidrehten und auf uns zuflogen. Sie flogen so tief, dass ich die Piloten ganz deutlich sehen konnte. Im Graben auf der rechten Straßenseite, in Richtung Eidenborn gesehen, suchte ich Schutz. Nach dem Angriff liefen wir in einen Westwallbunker, der sich in der Nähe der Straße nach Landsweiler befand. Wir waren uns nämlich nicht sicher, ob nochmals ein Angriff erfolgen würde, was Gott sei Dank aber nicht der Fall war. In der Nähe der

Angriffsstelle sah ich einen Lastkraftwagen und in der Nähe der Einfahrt zur Landsweiler Straße ein Rot-Kreuz-Fahrzeug stehen".
Nach diesem Ereignis war für die Lebacher Bevölkerung der Krieg noch lange nicht zu Ende. Schon im November 1944 hatten die Amerikaner die beherrschenden Höhen auf dem linken Saarufer eingenommen. Fast Tag und Nacht musste nun auch die Lebacher Bevölkerung mit Luftangriffen leben. Zudem rückte die Front immer näher. Schließlich schlugen am 07.12.1944 die ersten Artilleriegeschosse in Lebach ein. Wer zu dieser Zeit Lebach nicht schon verlassen hatte, machte sich nun in weniger gefährdeten Ortschaften auf den Weg.

Benno Müller

Der 6. Oktober 1944, ein unheilvoller Herbsttag.
Bildbeschriftung: Haus Loew in der Jabacher Strasse.
Aufnahme aus dem Jahr 1942. Agnes Loew (1. von li.), Willi Loew (2. von li.) und andere Verwandte und Bekannte.
Textbild: Josef Loew
Foto: Privat

Der 6. Oktober 1944, ein unheilvoller Herbsttag

Der Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte, Dwight D. Eisenhower, und die Generäle Bradley und Patton hatten am 02.09.1944 in Chartres den Entschluss gefasst, den Durchbruch durch den Westwall im Bereich der heutigen Kreisstadt Saarlouis, damals Saarlautern, zu erzwingen.
In Lebach als Eisenbahnknotenpunkt galten die Bombenangriffe vor allem dem Bahnhof mit den Rangieranlagen und Verladeeinrichtungen für Militärfahrzeuge und Munition. Diese verfehlten häufig ihr Ziel und trafen die Häuser entlang der parallel zu den Gleisen verlaufenden Jabacher Straße.
Am Freitag, dem 06.10.1944, wurde das Haus der Eheleute Josef und Agnes Loew geb. Ziegler als erstes Haus in Lebach durch einen Bombenvolltreffer total zerstört.
Der damals 14jährige Willi Loew spricht von einem Herbsttag, der zunächst *„sonnig“* und *„friedlich“* war. Er erinnert sich: *„Um 16.00 Uhr wurde dieser Herbstfriede jäh unterbrochen. Einige Feindflieger griffen ohne vorherigen Luftalarm einen Militärzug*

auf den Eisenbahngleisen an. Im Haus befand sich außer mir nur mein 45jähriger Vater. Meine Mutter war zuvor mit der Mieterin Regina Kreis und deren Kindern Inge und Amanda noch schnell in den Keller des Nachbarn Nikolaus Jungmann geeilt, da es bis zum 100 Meter entfernten Luftschutzbunker zu spät war. Ich kam vom Einkauf ins Haus, weckte im Schlafzimmer des Erdgeschosses den Vater, der als Eisenbahnbeamter Nachtdienst hatte und am Tag einige Stunden schlafen musste. Ich sah, wie er sich ankleidete und beim Einschlag der Bombe die Fensterscheiben ins Haus fielen. Dann hörte ich ein ohrenbetäubendes Krachen und die Todesschreie des Vaters. Die einige Zentner schwere Sprengbombe fiel durch das Haus bis in den Keller, explodierte dort und zerstörte das im Jahre 1936 erbaute Haus bis auf die Grundmauern. Ein Augenzeuge aus der Mottener Straße sah, wie sich das Gebäude nach dem Einschlag der Bombe hob und danach wie ein Kartenhaus zusammenbrach.

Nach einigen Schrecksekunden lag ich eingeklemmt mit einem Beinbruch zwischen Kochherd, Balken und Bruchsteinen auf einem riesigen Trümmerberg. Nach Auflösung der Staubwolke sah ich den verheerenden Schaden. Josef Lauer und Johann Pütz aus der Nachbarschaft leisteten mir zunächst Hilfe und brachten mich auf einer Tragbahre in das Reservelazarett (jetzt Gymnasien) in der Dillinger Straße. Dort besuchte mich noch vor der ärztlichen Versorgung Kaplan Hubert Stockhausen, der mich als Ministrant gut kannte. Nach längerem Suchen fand man unter den Schuttmassen und im Garten Körperteile vom Vater. Die Beisetzung fand einige Tage später auf dem Lebacher Ehrenfriedhof wegen der Fliegergefahr schon frühmorgens statt. Von 1942 bis Mai 1944 war der Vater im Eisenbahndienst in der Ukraine eingesetzt und überlebte am 4. Dezember 1942 einen nächtlichen Partisanenüberfall auf seine Dienststelle bei Kiew, wobei auch sein Lieblingsinstrument, die Konzert-Zither, verbrannte. Am 12.10.1944 wurde ich nachts mit weiteren Verwundeten in einem Viehwaggon der Bahn nach St. Wendel in das Marienkrankenhaus verlegt, wo ich oft wegen Fliegerangriffen in den Luftschutzraum musste. Nach Verheilung des Beinbruchs kehrte ich zu meiner Mutter, die bei Verwandten in Eiweiler eine Unterkunft erhalten hatte, zurück. Als die Front näher kam, flüchteten wir im Dezember 1944 mit Verwandten nach Hirzweiler in ein Jagdhaus in einem Tannenwald, wo wir durch Artilleriegeschosse der deutschen Wehrmacht, die für anrückende Amerikaner gedacht waren, fast ums Leben kamen. Nach Einzug der Amerikaner kehrten wir am 19. März 1945 nach Eiweiler zurück. Von 1946 bis zum Wiederaufbau des Wohnhauses durch die Lebacher Baufirma Alt im Jahre 1949 wohnten wir im Hause der Familie Aloys Schorr - Simon in der Lebacher Pfarrgasse. Mit einem Wiederaufbaudarlehen zu zwei Prozent konnte das Haus nochmals aufgebaut werden".

Die Mutter von Willi Loew starb 74jährig im Februar 1979. Er selbst trat 1947 in den öffentlichen Dienst der Gemeinde (jetzt Stadt) Lebach ein, erwarb 1964 sein Verwaltungsdiplom an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie in Saarbrücken und trat nach fast 50jähriger Dienstzeit im November 1995 in den Ruhestand. Er spricht von *„tiefeingewurzelten Erinnerungen an diese schreckliche Zeit, die niemand verdrängen kann"* und wünscht sich, *„dass man nach all den Kriegserlebnissen an der Erhaltung des Friedens stets mit Vernunft meisterlich arbeiten sollte; denn der Friede ist, wie es der deutsche Philosoph Immanuel Kant (1724 - 1804) formuliert hatte, ein Meisterwerk der Vernunft".*

Hildegard Bayer

November

Die Front naht - Die Lebacher flüchten.
Bildbeschriftung: Folgen eines Artilleriebeschusses am Haus PB Riehm vom 07.12.1944
Archiv: Egon Gross

Die Front naht – Die Lebacher flüchten

Im Spätherbst 1944 war die Front von Lebach nicht mehr weit entfernt. In der Zeit vom 29.11. bis 7.12.1944 meldete der Wehrmachtsbericht:

- der Feind erzielte tiefe Einbrüche bei Merzig und Saarlautern, die erst kurz vor der Saar aufgefangen werden konnten (29.11.);
- bei Merzig wurden die eigenen Kräfte hinter die Saar, d. h. in den Westwall zurückgenommen; bei Saarlautern lag die HKL (Hauptkampflinie) nunmehr unmittelbar vor der Stadt (30.11.);
- bei Saarlautern dauerte der Kampf an, das nunmehr in der Hand des Feindes ist; bei Ensdorf drang der Gegner in den Westwall ein (5.12.);
- die Krise bei Saarlautern dauert an; bei Dillingen griff der Feind die Bunkerlinie an (6.12.);
- bei Dillingen vergrößerte der Feind den Einbruch in den Westwall (7.12.).

Diese sachlich-nüchternen Berichte der Wehrmacht sagen nichts über die Not und das Elend der Zivilbevölkerung in den Kampfgebieten aus, die nach 1939 nun schon zum 2. Mal ihre Heimat verlassen musste. Zu dieser Zeit verspürte längst auch die Lebacher Bevölkerung die Schrecken des Krieges und fürchtete das Herannahen der Front. Flüchtlingstrecks aus den Kampfgebieten zogen im Herbst 1944 tagelang durch Lebach, das als wichtiger Verkehrsknotenpunkt fast täglich den Angriffen feindlicher Jagdbomber ausgesetzt war. Ihre Angriffe, die sich von Tag zu Tag steigerten, galten meist den Nachschubwegen, insbesondere dem Bahnhof mit seinen Anlagen. Aber alles, „was sich bewegte“, wurde unter Beschuss genommen. Durch Bombenabwürfe und Bordwaffenbeschuss kamen mehrere Lebacher zu Tode. Große Schäden entstanden an Häusern in der Jabacher- und Dillinger Straße. Die Bevölkerung suchte bei Fliegeralarm Schutz in Westwallbunkern – z.B. in der Dillinger Straße und in der Gemarkung Jabach – oder in Stollen, die man in natürlichen Erderhebungen angelegt hatte. Solche Erdstollen befanden sich u. a. in der Saarbrückerstraße mit einem weiteren Zugang in der Saarlouiser Straße, im Weiherchen und am Schützenberg.

Ende November/Anfang Dezember 1944 hörte man das „Grummeln“ der Front und konnte bei Dunkelheit das Mündungsfeuer wie Wetterleuchten über dem Hoxberg sehen. Des Nachts fuhren Militärtransporte durch die heutige Dillinger- und die Saarlouiserstraße in die Kampfgebiete. Verwundete deutsche Soldaten wurden in der Gegenrichtung zum Hauptverbandsplatz (davor Feldlazarett) in der Dillinger Straße gebracht. Als dann noch am 07.12.1944 Artilleriebeschuss einsetzte und fünf Todesopfer forderte (Irene Alt, Aloisia Hell, Johann Keller, Josef Randerath und August Peter aus Falscheid), war für viele Lebacher Familien, die jetzt noch zu Hause waren, die Zeit gekommen, freiwillig die Heimat zu verlassen, um in weniger gefährdeten Ortschaften der näheren oder weiteren Umgebung Schutz zu suchen. Wer aus beruflichen oder sonstigen Gründen unabkömmlich war, musste in seinem Heimatort ausharren. Eine planmäßige Evakuierung fand nicht statt. Sie musste selbst organisiert werden. Sofern überhaupt noch möglich, nutzte man für die Evakuierung in entlegene Gebiete die Bahn. Diese verkehrte zu dieser Zeit aber nur noch unregelmäßig und war häufig der Gefahr von Luftangriffen ausgesetzt.

Der Verfasser, 1944 7 Jahre alt, erinnert sich, *„dass er am Nikolaustag (6.12.) mit seiner Mutter und noch drei Geschwistern – die jüngste Schwester war 2 Wochen alt – in einem Taxi von Paul Söll zu Verwandten nach Urexweiler gebracht wurde. In einem Anhänger waren die notwendigsten Sachen verstaut. Der Vater durfte als Eisenbahner Lebach nicht verlassen. Eine weitere damals 16-jährige Schwester versorgte ihm den Haushalt und blieb ebenfalls zu Hause“.*

Viele Familien machten sich mit dem Handwagen (Ziehwägelchen) auf den Weg, wobei nur das Notwendigste mitgenommen werden konnte. Man begab sich meist in nahe gelegene Orte, z. B. nach Thalexweiler, Steinbach, Sotzweiler, Tholey, Alsweiler, Marpingen, Scheuern, Hasborn, Oberkirchen; selbst im Ortsteil „Hahn“

suchten Lebacher Familien Schutz. Die Nähe zur Heimat wurde genutzt, um ab und zu in den verlassenen Häusern nach dem Rechten zu sehen und zurückgelassene Vorräte mit in die Evakuierungsorte zu nehmen.
Es gab auch Lebacher Familien, die entlegene Gebiete aufsuchten. Dazu Werner Britz*: „Im Spätherbst 1944 verließen wir wegen der nahenden Front und der Gefährdung durch Fliegerangriffe Lebach und fuhren mit der Bahn zu meiner Großmutter nach Auscha (Sudetenland). Wenn ich mich recht erinnere, waren wir mehrere Tage unterwegs“.*
Ein Teil der Bevölkerung blieb trotz allem zu Hause. Ihre Zahl wurde 1954/55 in einer „Rundfrage der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung über Schicksale der saarländischen Gemeinden und ihrer Bevölkerung im 2. Weltkrieg“ von der Gemeinde Lebach mit rd. 600 Personen angegeben.
Für Lebach endete der Krieg mit dem Einmarsch der Amerikaner am 18.03.1945. Wenige Tage später kamen die ersten Familien wieder nach Hause.
Viele, insbesondere die Bewohner der Jabacher- und der Dillinger Straße, fanden bei der Rückkehr ihre Häuser entweder schwer beschädigt oder in Trümmern vor. Bis zum Wiederaufbau, bei dem Frauen und Kinder mit Hand anlegen mussten, waren sie gezwungen, sich eine andere Bleibe zu suchen.
Die Rückkehr aus entfernten Gebieten war oftmals nicht so schnell möglich. Hier dauerte der Krieg zunächst noch an. Danach machten zerstörte Verkehrswege, überfüllte Züge, unregelmäßige Abfahrzeiten eine schnelle Heimfahrt unmöglich. Auch dazu erinnert sich Werner Britz:
„Wir durften nach Kriegsende zunächst aus dem Sudetenland nicht ausreisen. Irgendwann gab man uns die Möglichkeit, auf Güterwagen in Richtung Heimat zu fahren. Aus unerklärlichen Gründen hielt der Zug mehrmals an, wobei uns Tschechen kontrollierten. Schließlich ging es mit dem Zug nicht mehr weiter. Meine Mutter organisierte dann einen Handwagen, mit dem wir weiterzogen. Von einem Landwirt sind wir des Nachts aus dem russischen Sektor geführt worden. Es vergingen Wochen, bis wir endlich wieder in Lebach ankamen.“
Nach dem Krieg dauerte es Jahre, bis sich das Leben wieder normalisiert hatte und die Kriegsereignisse allmählich in Vergessenheit gerieten. Obwohl inzwischen 60 Jahre vergangen sind, werden sich noch viele ältere Lebacher, vor allem die damaligen „Kriegskinder“ an manches Kriegserlebnis erinnern, heute aber auch dankbar auf nunmehr 60 Jahre Frieden zurückblicken.

Benno Müller

Dezember

" Obòsz Polski Wolnoc", das Polenlager der Vereinten Nationen in Lebach. Bildbeschriftung: Die Weltflüchtlingsorganisation UNRRA konnte ihren Versorgungsauftrag für Tausende Verschleppter Personen - DPs in Lebach gleich nach den Kampfhandlungen nur mit Hilfe von eigenen Camions erfüllen. Ihre Lastkraftwagenfahrer brachten täglich vom belgischen Hafen Antwerpen Lebensmittel und Hilfsgüter heran. Einer von ihnen Anton Hanusek (CSR), Ingenieur für Bergbautechnik, wurde später in die UNRRA - Dienste als Offizier und Werkstattleiter übernommen. Er gründete durch Verheiratung mit Gerda Graf aus Lebach seine Familie und im Saar- und Ruhrbergbau eine Existenz.
Archiv: Klaus Altmeyer

Als erste Hilfsorganisation gründen im November 1944 die 41 im Krieg gegen Hitler Deutschland verbündeten Vereinten Nation – VN die *Unitend Nations Relief and Rehabiltation Organisation - UNRRA* mit dem Auftrag, im besiegten Deutschland die Zwangsarbeiter aus Ost- und Westeuropa und Kriegsgefangene zu erfassen, zu versorgen und ihre baldige Heimführung zu veranlassen. Das Hilfspersonal wird hauptsächlich in Westeuropa rekrutiert und in Mannschaften geschult. UNRRA Team 15 nimmt gleich nach dem Einmarsch der 70. US Infanteriedivision, also vor der Kapitulation, ihre Tätigkeit im *Sammellager für ausländische Arbeiter Kaserne*

Lebach auf. Daneben gibt es in Saarbrücken in der *Below-Kaserne* (Heute Universitätsgelände) ein zweites Lager. Auf Weisung der US Militärs finden sich an beiden Stellen alle alliierten Staatsangehörige ein, die unter schwierigen, zuweilen leidvollen Lebensbedingungen im Zwangseinsatz arbeiten und nunmehr davon befreit sind. Es sind dies hauptsächlich Ostarbeiter, ehemalige russische Gefangene, Fremdarbeiter aus Westeuropa sowie italienische Militärinternierte. Ihr unfreiwilliges Arbeitsfeld: Gruben und Hütten im Lande, Industrie-, Versorgungs- und Mittelbetriebe, Bauernhöfe oder Haushalte. Nun sind sie alle auf der Seite der Sieger und stehen als *Displaced Persons - DPs* (Verschleppte Personen) unter dem Schutz der US Armee und in der Obhut von *UNRRA Team 15 Lebach*

Mitten in dem heillosen Durcheinander nach Kampfhandlungen und nachfolgender Besetzung sowie der Wiederbesiedlung durch zurückkehrende Einwohner findet sich über Wochen in und um die Lebacher Kaserne eine unüberschaubare Menschenansammlung von ca. 5 000 DPs ein. Die Besatzungstruppe ist hier fast überfordert. Die Bewohner der umliegenden Ortschaften fürchten sich vor Plünderungen und Ausschreitungen einzelner Gruppen. Die DPs werden zwar nach Waffen kontrolliert und müssen ebenfalls das nächtliche Ausgehverbot einhalten. Dennoch kommt es zu Diebstählen und gewaltsamen Übergriffen, die teils als Racheakte einzuordnen sind. Von einigen Vorfällen ist noch lange die Rede. In Niedersaubach wird am 6. Juni der schwerhörige Landwirt Johann Riehm (66 Jahre) nachts in seiner Wohnung von Plünderern erschossen. Zwei Tage später werden in Knorscheid um 2 Uhr nachts Margaret Schäfer (43 Jahre) und ihre fünfjährige Tochter Maria gewaltsam überfallen und erschlagen. Anfang Juli verhindern drei beherzte junge Männer – Peter Bauer, Hans Schäfer und Erwin Schweitzer – einen Überfall auf Jabacher Bauernhöfe. Die polnische Lagerwache ergreift sie danach und drangsaliert sie drei Tage lang im Wachlokal. Erst der französische Militärkommandant befreit sie.

Erträgliche Verhältnisse kehren schließlich ein, als das Lager hauptsächlich mit Polen (kath.) und West-Ukrainern (russ.- orthodox) belegt wird und eine eigene Lagerverwaltung entsteht, und zwar *Obòsz Polski Wolnoc Lebach* = Polnisches Lager Freiheit. Der Lagerkommandant J. Hemmerling verfügt über eine Wachtruppe. Mit Genehmigung des Regierungspräsidiums Saar übernimmt er im Dezember 1945 die Aufgabe eines Standesbeamten. UNRRA Team 15 kann ohne weitere Störung die Betreuung von rund 3000 DPs fortsetzen. Teamchef Major Edwards (GB) wird dabei unterstützt von Dr. A.P. Bollaert (B) als Chefarzt, Hauptfürsorge Offizier Elisabeth Dingle (GB), den Capitainen Madec (F) und Bond (USA), Leutnant und Werkstattleiter Dipl. Ing. Anton Hanusek (CSR) sowie weiteren qualifizierten Mitarbeitern. Die Offiziere wohnen in requirierten Wohnungen in Lebach und haben im Gasthaus Schwinn (Tholeyer Straße) ein Casino zu ihrer Verfügung.

Auf Anleitung von UNRRA entfalten die Bewohner des *Polish Camp Liberty* verschiedene Aktivitäten. Kindergarten und Kindergrippe unterstehen Miss Dingle, die auch die Organisation des Krankenhauses besorgt. Handwerkliche Ausbildungskurse für Männer und Frauen werden angeboten. Die religiöse Betreuung erfolgt anfänglich durch die Pfarrei Lebach, hauptsächlich durch Kaplan Hubert Stockhausen, der mit Messdienern, wie z.B. Richard Kallenborn und Will Löw insgesamt 56 kirchliche Trauungen in der Zeit von Mai bis 14.Juli 1945 vornimmt. Diese finden in der als Notkirche hergerichteten ehemaligen Reithalle statt. Die Kontakte zwischen Lagerinsassen und einheimischer Bevölkerung bleiben eher gering, sie beschränken sich auf Tauschhandel und Schwarzmarkt. Im Lebacher Straßenbild gehören die DPs zum Alltag der ersten Nachkriegsjahre. Einzelne DPs behalten weiterhin Kontakt mit ihren bisherigen Arbeitgebern wie z.B. Landwirten,

Handwerkern oder Haushalten. Einmal im Monat holen sie im UNRRA Lager die zusätzlichen Zuteilungen ab.
Trotz der großen Bemühungen der Lagerleitung, die DPs zur Heimkehr zu bewegen, bleibt der Erfolg gering. Anfangs sind die maroden Verkehrswege hinderlich. Bezüglich der Rückkehr folgen die polnischen DPs eher den Weisungen ihrer Exilregierung in London, die vor dem kommunistischen Regime im Lande warnt und zuerst freie Wahlen verlangt. Andere zögern, weil sie sich Chancen ausrechnen, nach Nord- oder Südamerika oder gar nach Australien auswandern zu können. Dort sind Landarbeiter und geschulte Techniker gefragt. Im Herbst 1946 verlangen die Sowjets die Rückführung von 800 Westukrainern. Im Lager verbleiben bis März 1947 rund 2000 Polen. Einzelne gründen Existenzen und Familien in Deutschland. Mit Blick auf den wirtschaftlichen Anschluss des Saarlandes ergibt sich die Notwendigkeit, die UNRRA Lager in Lebach und in Homburg (La Brétèche Team 26) aufzulösen und die DPs nach Bad Kreuznach und Niederlahnstein zu verlegen. Das bedeutet das Ende von zwei Jahren direkte Einbindung unseres Ortes in die größte europäische Bevölkerungsbewegung, es ist aus heutiger Sicht für Lebach eine Vorstufe für kommende Erfahrungen im globalem Zuschnitt.

Klaus Altmeyer